



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eckardt, H.: Ueber die Wahl eines nationalen Gedenktages für den Krieg
1870/71.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ueber die Wahl eines nationalen Gedenktages für den Krieg 1870/71.

von

Dr. H. Eckardt*).

Wenn wir darüber sprechen, welchen Tag das deutsche Volk sich auswählen könnte für die Feier eines rechten National-Festes zur Erinnerung an den letzten Krieg gegen Frankreich, — so könnte das auf den ersten Blick überflüssig erscheinen angesichts der Thatsache, daß ja erst vor wenigen Monden eine solche Feier an vielen Orten Deutschlands und auch in unserer Stadt begangen worden ist. Indesß trat denn auch wirklich eine so entschiedene Einmüthigkeit dabei hervor, wie sie für das Zustandekommen eines echten National-Festes durchaus nöthig ist? Ich meine doch nicht! — Zwar müssen wir natürlich von vorn herein gänzlich absehen von einer, zum Glück nicht besonders zahlreichen Partei; denjenigen, die sich den Anschein geben, als wenn sie schon bei dem bloßen Worte „Krieg“ und „Schlacht“ bis ins Innere ihrer Seele in tiefster, sittlicher Entrüstung zusammenschauern, denen deshalb jede Erinnerung an einen Krieg, d. i. an eine großartige, von den Königen veranstaltete Menschenschlächterei, ein Greuel ist: Mit ihnen würde man sich, da sie die Sache ja überhaupt zu verabscheuen vorgeben, in keiner Weise über einen Tag vereinigen können.

Auch mit einer andern, leider erheblich größern Partei in unserm Volke würde eine Verständigung zur Zeit unmöglich sein; ich meine diejenigen, die mit der ganzen Entwicklung unserer politischen Dinge unzufrieden sind, weil sie sehen, daß allerdings seit der Beendigung des Krieges gegen Frankreich die Regierungen Preußens und des Reiches sichs angelegen sein lassen, die Souveränitäts-Rechte des Staates auch der katholischen Kirche gegenüber energisch zu wahren, und die darum, in antinationaler Gesinnung befangen, den Sieg des doch wesentlich protestantischen Preußen über das katholische Frankreich für ein Unglück halten, weil in Folge desselben die Autorität des Papstes

*) Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Kgl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, am Krönungstage d. 18. Januar 1873.
Grenzboten I. 1873.

und des vaticanischen Concils erschüttert, die Machtstellung der katholischen Kirche schwer bedroht, ja ihre Religion selber aufs äußerste gefährdet sei.

Aber wenn wir auch von diesen Allen absehen und bloß denken wollen an die weitaus überwiegende Mehrheit unseres Volkes, die sich des Krieges und des Sieges von Herzen gefreut hat und dankbar die Erinnerung an die Ruhmesthaten unserer Armeen und die Erfolge unserer Diplomatie festhalten will: — herrscht hier etwa über das „wann“ und „wie“ einer Nationalfeier schon die volle Uebereinstimmung? Am 2. September vorigen Jahres brachte ein großes, nationalliberales Blatt der Hauptstadt an seiner Spitze einen Leitartikel, in welchem des Weiteren auseinander gesetzt war, daß eine Sedan-Feyer doch eigentlich nicht hinlänglich motivirt erscheine: auch die andern etwa noch in Betracht kommenden Tage wurden besprochen und als gleichfalls ungeeignet verworfen; zum Schluß meinte das Blatt, das Beste würde es am Ende sein, wenn die Regierung irgend einen beliebigen Tag in der schönen Jahreszeit aussuchte und von Obrigkeitswegen als Festtag ansetzte. — Bei dieser Lage der Dinge dürfte es also gestattet sein, die Frage, welcher Tag auszuwählen, noch gleichsam als eine offene anzusehen.

Von den drei Daten, die meiner Meinung nach Allein hierbei ernstlich in Frage kommen können, setze ich zuerst den 10. Mai, den Tag, an welchem Fürst Bismarck zu Frankfurt a. M. den definitiven Frieden unterzeichnete.

Von einer kleinen Inconvenienz könnte man ohne Weiteres absehen, daß nämlich zwischen dem Abschluß der Friedenspräliminarien und dem 10. Mai eine Reihe von Wochen lag, in denen der Friede durchaus nicht mehr zweifelhaft und die Bedingungen allgemein bekannt waren, so daß also der Friedensschluß selbst nichts Unerwartetes und Ueberraschendes hatte, keinen irgend überwältigenden Eindruck mehr machen konnte. Denn auch so erklang ja Millionen unseres durchaus nicht kriegsbegierigen Volkes das Friedensgeläute der Glocken schöner noch als der Kanonendonner, wenn man Victoria geschossen hatte. Für unser Heer, oder hier besser gesagt, für unser Volk in Waffen, brachte der Friede endlich die Gewißheit, daß jetzt das ruhmreiche Ziel erreicht, daß das Ende aller Mühen und Gefahren gekommen sei, daß diejenigen, die der blutige Krieg verschont, auch nun in die Heimath, zu ihren Lieben zurückkehren würden. Und für das übrige Volk, für alle die Millionen, die nicht selber am Kampfe hatten Theil nehmen können, war der Friede erst recht das freudigste Ereigniß. Denn sicher nicht viele Familien hatte es in unserm Vaterlande gegeben, die nicht irgend einen nahen Angehörigen in den heiligen Streit für König und Vaterland hatten ausziehen sehen, in denen nicht Vater und Mutter, oder Weib und Kind, oder Bruder und Schwester, oder eine Braut mit ängstlicher Sorge jedem kommenden Tage entgegensehen, an dem sie vielleicht die Trauerbotschaft von dem Tode oder der schmerzlichen

Bewundung eines theuern Familiengliedes erfahren sollten. Grund genug, den Tag zu segnen, an dem endlich der Friede zu Stande gekommen war!

Und dieser Friede war zugleich ein so außerordentlich ehren- und ruhmreicher, wie ihn Gesamt-Deutschland seit langen, langen Zeiten nicht mehr abgeschlossen hatte. Was ist an diesem 10. Mai 1871 doch alles wieder gut gemacht worden! Das 16. und namentlich das ganze 17. und 18. Jahrhundert über, haben die Jahrbücher unserer Geschichte für uns fast nur Demüthigungen und Schädigungen und schmerzliche Verluste an unsern Westgrenzen zu verzeichnen. Diese lange, schmachvolle Rechnung mit dem Erbfeinde unseres Volkes, sie ist am 10. Mai 1871 endlich ausgeglichen worden! — Metz und Straßburg, Lothringen und Elsaß: — wir können jetzt diese Namen wieder über unsere Rippen bringen, ohne wie ehemals Beschämung und Ingrimm im Herzen zu empfinden!

Und trotzdem bin ich der Ansicht, daß es nicht gut gethan wäre, gerade das Datum des Friedens zur Feier eines Nationalfestes auszuwählen. Es widerspricht das schon dem Herkommen. Denn als z. B. die Griechen nach ihren Siegen von Salamis und Plataa den Gedanken faßten, ein panhellenisches Eleutherien-Fest einzusetzen, da wählten sie nicht etwa den Friedensschluß dazu aus — sie fanden ja damals ohnehin erst im Anfange des langen Kampfes —, sondern es sollte ein jährlich wiederkehrendes Siegesfest werden. Die Schweizer gedenken noch heute gern ihrer Tage von Sempach und St. Jacob an dem Birs; von Berlin aus beging man 50 Jahre hindurch officiell den Tag von Groß-Beeren; und wenn man im deutschen Vaterlande die Erinnerung an unsere Befreiungskriege feierte, so dachte man gewiß nie an den Pariser Frieden, sondern stets an den 18. October, den Entscheidungstag der Leipziger Schlacht.

Ein Friedensschluß ist im Momente selbst für die gerade betheiligte Generation ohne Frage eine große und herrliche Sache; — für eine jährlich wiederkehrende Feier aber eignet er sich nicht, weil ihm dazu ein gewisses pathetisches Moment fehlt. Hat auch die Ansicht, daß bei der Höhe unserer Kultur ein ewiger Friede in Europa eine kategorische Forderung der Vernunft sei, seit einem Decennium sicherlich viele Anhänger und Gläubige verloren, — so bleibt doch der Friedenszustand das Normale und Gewöhnliche; gerade darum aber würde eine alljährlich wiederkehrende Feier eines Friedensschlusses ungemein prosaisch werden, eine Erwärmung und begeisterte Theilnahme der Volksmassen ließe sich kaum denken.

Und noch Eins könnte man vielleicht gegen das Datum des 10. Mai geltend machen: Wir wissen nicht, wie lange der durch denselben geschaffene Friedenszustand dauern wird; nach menschlicher Voraussicht jedenfalls nicht

so lange, als das deutsche Volk die Erinnerung an die Thaten von 1870/71 wird festhalten wollen! —

Wenn hiernach schon für eine nationale Feier nur einer der großen Schlachttage recht geeignet erscheint, so drängt sich doch vorher unserer Betrachtung noch ein anderer, unendlich bedeutungsvoller Tag auf, nämlich der 18. Januar.

Am 18. Jan. 1871, einen Tag vor dem letzten großen Massen-Ausfall der Pariser, wurde bekanntlich in den weiten, prächtigen Königsälen Ludwig's XIV., inmitten einer überaus glänzenden Versammlung, unrauscht von den Fahnen aller der Regimenter, die vor der feindlichen Hauptstadt lagen, Se. Majestät König Wilhelm von Preußen nach übereinstimmendem Beschluß aller deutschen Fürsten und freien Reichsstädte, seiner getreuen Verbündeten, zum erblichen Kaiser von Deutschland ausgerufen. Ein Moment von größter, welthistorischer Bedeutung! Und mit bestimmtester Absicht war gerade der 18. Januar dazu ausersehen, um an die glorreichen Traditionen des preussischen Königthums anzuknüpfen. —

Genau 170 Jahre vorher hatte ein Urahn König Wilhelms, Kurfürst Friedrich III., hier im Schlosse zu Königsberg sich die neue preussische Königskrone aufgesetzt und damit der künftigen, damals noch von Niemandem gehynten Größe des preussischen Staates ein: „Es werde!“ zugerufen. Während sonst ringsum im deutschen Reiche territoriale Zersplitterung und Auflösung an der Tagesordnung waren, schuf hier ein Hohenzoller ein einheitgebendes Band für seine weit verstreuten Lande, gab er der Idee des preussischen Staates einen Ausdruck von unbemessener Bedeutung. Vor der Majestät des Königs in Preußen trat fortan der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Pommern, von Cleve, von Magdeburg u. s. w. gänzlich zurück; alle diese verschiedenen Territorien, die bis dahin mit zähem Partikularismus jedes für sich ein besonderes Ganzes hatten ausmachen wollen, fügten sich nun als dienende Glieder an ein wirkliches großes und immer größer werdendes Ganzes an; „unsere Provinzen“ heißen sie fortan in der officiellen Sprache Sr. Majestät Regierung. Und für die Armee, dieses allezeit unerschütterliche Bollwerk unseres Staates, kommt der Gesamt-Begriff und die Gesamt-Bezeichnung „königlich preussisch“ auf. — In langer, mühevoller Arbeit haben Preußens Könige allmählig Millionen Deutscher aus den verschiedensten Stämmen unter ihrer Krone und ihrem Scepter zu einem Staate vereinigt und sie heran gezogen zu dem wahrlich nicht bequemen und leichten, sondern an ernstesten und schwersten Pflichten reichen Leben in diesem Staate. Es kamen dann Augenblicke, in denen alle schon vollbrachte Arbeit verloren, alle Hoffnung auf die Zukunft eitel schien; Augenblicke, in denen Preußens Existenz auf eines Messers Schneide gestellt war, ja in denen es nur von dem Belieben eines siegreichen

Groberers abhing, zu decretiren: Die Dynastie der Hohenzollern hat aufgehört zu existiren und der preußische Staat ist vernichtet! Doch immer wieder arbeitete sich dieses Haus und dieses Volk empor; immer neuer Ruhm, neue Ehre, eine immer größere Machtstellung in Deutschland und Europa wurde ihm zu Theil. Damit erwuchsen ihm auch immer höhere und umfangreichere Pflichten, die es nicht leicht von sich schob, sondern mit ganzem Ernst und treuer Gewissenhaftigkeit auf sich nahm. Und dafür wurde ihm in unsern Tagen volle Anerkennung und reicher Lohn. Wunderbare Fügungen des Schicksals! Derselbe Fürst, der in seiner Jugend das 1000jährige deutsche Reich in Trümmer zerschlagen, Preußen aufs tiefste gedemüthigt und an den Rand des Verderbens gebracht sah — ihm war es beschieden, als Greis seines Hauses Ruhm und Ansehen zur höchsten Höhe zu bringen, noch eine neue, strahlende Krone aufs Haupt sich zu setzen und ein geeinigtes, starkes, mächtiges Deutschland wiederherzustellen.

Stieg heute vor zwei Jahren der alte Barbarossa, der Kaiser Friedrich, der einst vor Zeiten des Reiches Herrlichkeit mit sich hinabgenommen in des Berges Tiefe, stieg er empor und brachte uns wieder, was wir so schmerzlich gemißt hatten? Soweit damit gemeint ist Deutschlands Größe und Macht und Ruhm, rufen wir freudig „Ja!“ — Denn für die Gegenwart sehen wir es ja selber im hellsten Lichte, es sagt es uns überdieß die Stimme des gesammten Auslandes, und nicht zum wenigsten auch die ohnmächtige Wuth des niedergeworfenen Feindes; für die Zukunft aber erwarten wir das Gleiche von der erprobten Tüchtigkeit unseres Kaiserhauses und unseres Volkes.

Sollte hingegen Jemand die Besorgniß hegen, daß mit der Wiedererweckung unseres Kaiserthums auch die halb theokratischen, halb universalherrschastlichen Tendenzen einer frühern, längst entschwundenen Zeit wieder hervortreten könnten: — er mag ruhig sein; gegen solche Verirrungen wird uns der praktische, nüchterne Sinn des Hohenzollern-Hauses bewahren, dessen Fürsten noch jeder Zeit als oberste und höchste Richtschnur ihres Handelns die raison d. i. den Zweckbegriff des Staates angesehen haben und weiter ansehen werden! — Und ist nun dem also, ist der 18. Januar wirklich ein so großer und bedeutungsvoller Tag unserer Geschichte — sollte man da nicht billiger Weise ihn zum nationalen Erinnerungstag des Krieges machen?

Ich müßte das doch verneinen. Ich erinnere nur an die einfache Thatsache, daß bei uns jener Tag, obgleich man doch wußte, was in Versailles vorging, so auffallend klang- und sanglos verlief. Der Grund hiervon liegt nicht sowohl darin, daß bei der Masse des Volkes durch die vorangehenden großen Ereignisse schon eine gewisse Abstumpfung und Gleichgültigkeit eingetreten war, als vielmehr in dem mehr oder minder klaren, aber jedenfalls vor-

handenen Bewußtsein, daß uns Preußen jenes Ereigniß weniger nahe berühre, als die andern Deutschen.

Denn wir Preußen hatten ja schon einen 18. Januar, wir hatten schon längst unsern großen, ruhmreichen, mächtigen Staat, während die andern Deutschen, solchen Glückes und solchen Vorzuges noch untheilhaftig, erst von da ab in einen echten, wahren Staatsorganismus aufgenommen wurden. Darum würde es, glaube ich, eine vergebliche Mühe sein, die große Masse unseres preußischen Volkes für das neue Datum des 18. Januar zu begeistern. Anders stände es, wie gesagt, für die außer Preußen lebenden Deutschen. Für sie ist der Begriff „Kaiser und Reich“ ungleich populärer und inhaltreicher als für uns. Allein vergessen wir es nicht, gerade in jenen Territorien sind noch einflußreiche Elemente eines zähen, mit der ganzen politischen Entwicklung Deutschlands unzufriedenen Partikularismus vorhanden; so lange sie noch der nationalen Sache nicht gewonnen sind, würde dort die Feier des 18. Jan. durch allerlei Mißklänge, zur Freude unserer Feinde, gestört werden. Vielleicht gelingt es, diese Elemente eher zu versöhnen und zu gewinnen, wenn man sie lieber einladet, die Erinnerung an einen Tag mit zu begehen, auf den alle Stämme Deutschlands mit gleichem Stolz hinblicken, auf einen Tag gemeinsamen Kampfes, gemeinsamer Ehre und gemeinsamen Ruhmes!

Und noch eine Erwägung drängt sich mir auf. Der Tag von Versailles ist für uns Jetztlebende, aber ich betone es, vielleicht auch nur für uns Zeitgenossen, der normale Abschluß einer langen, jahrhundertjährigen geschichtlichen Entwicklung der deutschen Dinge wie des preußischen Staates; in dieser Entwicklung sind, um nur auf unser Jahrhundert einen Blick zurückzuwerfen, die Reformen Preußens in den Jahren unseres Unglückes, die Freiheitskriege, die Gründung des Zollvereins, die Schlacht bei Königgrätz nothwendige und nicht weg zu denkende Etappen; der Krieg gegen Frankreich hat Alles schneller gezeitigt und zur Reife gebracht, als es sonst geschehen wäre; gekommen aber wäre, das ist meine feste Ueberzeugung, die Einigung Deutschlands durch Preußen und sein Königshaus auch sonst ganz gewiß. Warum sollte man aber dann das Erinnerungsfest des Krieges gerade auf den Tag legen, der zwar in anderer Beziehung so überaus bedeutungsvoll ist, für den Gang und den Ausgang des Krieges selber jedoch von gar keinem Einfluß war? —

So bleibe denn, wenn man die beiden besprochenen Daten, den 10. Mai und den 18. Jan., für nicht ganz geeignet hält, nur einer der großen Schlachtstage übrig; dann aber scheint das Ereigniß von Sedan, und zwar der 2. September d. J. der Tag, an welchem die Schlacht vom 18. durch die Capitulation des französischen Heeres und die Gefangennahme Kaiser Napoleons ihren glänzenden Abschluß gewann, weitaus der passendste Erinnerungstag zu sein, und zwar einmal, weil Sedan der Höhepunkt der preußischen Kriegsleitung

ist, sodann weil hier die eigentliche Entscheidung, die Krisis des ganzen Krieges liegt, und drittens weil es das populärste Ereigniß geworden ist. Sedan ist zugleich der Höhepunkt der preussischen Kriegsleitung. Um diesen Gedanken auszuführen, gestatte ich mir, mit ein Paar Strichen den Gang der Ereignisse in das Gedächtniß zurückzurufen.

Die Schlacht bei Wörth hatte den rechten Flügel der französischen Rhein-Armee zerschmettert; scharf verfolgt, konnte der Marschall Mac Mahon nicht mehr den Anschluß an die Hauptarmee bei Metz gewinnen, sondern seine Truppen eilten in ziemlicher Auflösung zurück bis in das Lager von Chalons. Marschall Bazaine, dem der Kaiser das Oberkommando übertrug, wurde am 14. und 16. in seiner Rückzugsbewegung aufgehalten, am 18. August auf Metz zurückgeworfen und alsbald mit seiner ganzen Armee eng umschlossen. Schon am folgenden Tage ergingen aus dem großen Hauptquartiere Sr. Majestät die nöthigen Dispositionen, wonach die III. Armee und die neu formirte Maas-Armee den Weitermarsch nach Westen gegen Paris selbst antreten sollten. Man konnte annehmen, daß man etwa bei Chalons die französische Reserve-Armee sammt den Truppen Mac Mahon's antreffen werde; diese wagten entweder noch eine Schlacht, deren Ausgang man deutscher Seits ja mit großer Zuversicht entgegensehen konnte, oder sie zogen sich langsam zurück, zerstörten dabei gründlich alle Communications-Mittel und lieferten kleinere Gefechte, die den Anmarsch der Deutschen aufhielten und so noch möglichst lange die Verproviantirung der Hauptstadt sicherten. Die weitere Entscheidung des Krieges lag dann unmittelbar vor Paris. Doch die Sache kam anders. Der General en chef, Marschall Mac Mahon, wagte sehr verständiger Weise eine Schlacht, etwa bei Chalons, nicht; er ging aber auch nicht unter die Mauern der Riesenfestung Paris zurück; er traute sich endlich auch das nicht zu, was rein theoretisch betrachtet, das Wichtigste gewesen wäre, nämlich den directen Marsch von Chalons über Verdun nach Metz anzutreten, um unterwegs einen Theil der im Anmarsch begriffenen, daher zerstreuten deutschen Heeresmassen zu überrennen und so den Kameraden in Metz zu entsetzen; eine Maßregel, die Mac Mahon wegen der Beschaffenheit seiner Truppen und vielleicht wegen allgemeiner Consternirung unterließ, die aber jedenfalls nicht so übel ablaufen konnte, als das, was er dann wirklich that. Der Marschall wandte sich nämlich seitwärts nach Nordosten, um auf einem weiten Umwege der Rheinarmee in Metz zu Hülfe zu kommen. Für diesen eigenthümlichen Kriegsplan werden freilich nicht sowohl militärische, als politische Erwägungen maßgebend gewesen sein. Der Kaiser Napoleon konnte unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich nach Paris zurückkehren; es hätte ihn daselbst die Revolution erwartet. Soweit war es mit dem *élu du peuple*, dem noch vor ein Paar Monaten mehr als 7 Millionen Franzosen in allgemeiner Ab-

stimmung sein Kaisertum bestätigt hatten, in den kurzen 4 Wochen des Krieges gekommen! Napoleon hatte in der That keine andere Wahl mehr; entweder er setzte Alles auf seine letzte Karte und gewann durch ein halb abenteuerliches Wagniß seinen ganzen Verlust zurück, oder es war eben Alles für ihn verloren!

Sicher hat Marschall Mac Mahon während dieses Zuges auf Metz manchmal militärische Beklemmungen gehabt; es scheint aber nicht, als wenn dieser General eine rechte Initiative besäße; jedenfalls folgte er hier den ihm von Paris und vom Kaiser zukommenden politischen Impulsen. Man muß sich übrigens doch auch auf französischen Standpunkt und in die damalige Situation hineindenken, um das Wagniß nicht gar zu abenteuerlich zu finden.

Die französische Heeresleitung war über die Zusammensetzung und die Bewegungen der deutschen Armeen ganz auffallend schlecht unterrichtet; bildete sich doch Kaiser Napoleon noch fast bis zuletzt ein, daß Prinz Friedrich Karl von Metz abmarschirt sei und ihnen gegenüber stehe! Mac Mahon hoffte durch einen schnellen Abmarsch nach Nordosten dem auf Paris vorgehenden Feinde sich gänzlich entziehen, an der belgischen Grenze entlang gegen Metz vorrücken und dann die deutschen Linien vor der Festung angreifen zu können, während Bazaine mit seinen, wie man glaubte, bisher doch noch immer siegreichen Truppen von innen her dasselbe that. Da war dann allerdings nicht bloß ein Zerreißen der Cernirungslinie gewiß, sondern, falls die Preußen nicht schon vorher eiligst abzogen, konnte man der II. Armee eine totale Niederlage beibringen und sie sammt der I. unter schweren Verlusten zur Räumung des französischen Bodens zwingen. Die III. und die Maas-Armee befand sich dann, abgeschnitten und zur Umkehr gezwungen, in der schlimmsten, vielleicht verzweifeltsten Lage.

Mit derartigen Hoffnungen schmeichelten sich die Franzosen, und der Kriegsminister Palikao verkündete es auch alsbald im gesetzgebenden Körper, Marschall Mac Mahon habe einen ganz neuen, feinen Kriegsplan vor, über den, wenn sich nun Alles enthülle, ganz Europa staunen werde. — Merkwürdig, wie man sich doch Seitens der französischen Heeresleitung verrechnete! In früheren Zeiten wäre es ja ausführbar gewesen, mit einem kleinen Heere in dieser Weise sich an der Flanke einer vormarschirenden feindlichen Armee vorbeizuschleichen und so einem in ihrem Rücken liegenden festen Platze zu Hülfe zu kommen. Anders ist es aber, wenn man einen solchen Marsch mit 150.000 Mann noch dazu in mancher Beziehung mangelhaft organisirter Truppen anstellen will. Auch wenn die deutsche Kavallerie weniger kühn und aufmerksam gewesen wäre, so hätte ihr Mac Mahons Bewegung nicht lange Zeit verborgen bleiben können; und überdies, bei unsern heutigen Communications-Mitteln, die ein Zuführen von Nachrichten selbst über weite Umwege, bei-

Spielsweise hier über London oder Brüssel, ermöglichen, mußte das preußische Hauptquartier bald genug Kunde empfangen, um auf der kürzeren Marschlinie, die ihm zu Gebote stand, noch rechtzeitig der bedrohten Cernirungs-Armee zu Hilfe zu kommen.

Wenn ich nicht irre, so beruht aber das Geheimniß der Siege Preußens nicht zum wenigsten mit auf diesem Umstande: Allein die preußische Heeresleitung hat 1866 wie 1870/71 es verstanden, in ihre Berechnungen überall die richtigen Ziffern einzusetzen, richtig einerseits in Bezug darauf, daß unsere heutigen Communications-Mittel — das Wort im weitesten Sinne gefaßt — den Aufmarsch und die Operationen der Armeen unendlich fördern, andrerseits daß die Größe einer heutigen Armee Vieles zu thun noch möglich oder aber schon unmöglich macht, was in frühern Zeiten sich ganz anders stellte.

Doch zurück zu den Operationen Mac Mahon's!

Wie verfährt ihm gegenüber die deutsche Heeresleitung? Am 24. Aug. empfang man im Hauptquartiere die erste Kunde davon, daß der Marschall Chalons geräumt habe und auf Reims zurückgegangen sei. Es erschien das zwar anfangs nicht recht glaublich; doch neue Meldungen bestätigten die Sache. Man mußte einen schnellen Entschluß fassen.

Da ist denn zuerst der scharfe Adlerblick und die Sicherheit des Urtheils in der preußischen Heeresleitung zu bewundern. Ein anderer Feldherr würde gezögert, auf nähere Nachrichten gewartet, sich besonnen haben, ehe er einen ganz neuen Plan fertig machte. Nicht so Moltke. Er erkennt sofort die Absicht des Feindes, denn er hat Alles schon im Voraus erwogen, selbst die Möglichkeit und die Tragweite der Fehler seines Gegners hat er veranschlagt. Schon am Tage darauf ergingen daher die neuen Dispositionen: Zunächst, weil man ja nicht wußte, welchen Vorsprung der Feind hätte und wo man ihn noch einholen könnte, erhielt die Cernirungs-Armee vor Metz die Weisung, das 2. und 3. Armee-Corps nach Nordwesten, auf Dun und Stenay zu, abzurücken zu lassen; hier sollten sie eventuell Mac Mahon so lange aufhalten, bis die Maas-Armee heranwäre. Das war eine kühne, und doch eine von der Vorsicht gebotene Maßregel. Am 28. rückten diese beiden Corps auf Etain zu ab; es stellte sich indeß bald genug heraus, daß sie bei der Langsamkeit des Feindes hier nicht mehr gebraucht werden würden; sie wurden deshalb am 31. wieder zur Cernirungs-Armee zurückbeordert; Bazaine hatte nichts gemerkt; als er seinen großen Ausfall machte, war die Einschließungs-Armee schon wieder vollzählig.

Für die ganzen bisher auf Paris sich zuwälzenden Heeresmassen ferner wurde eine plötzliche Rechtschwenkung angeordnet. Die drei Corps der Maas-Armee, gefolgt von den beiden bayerischen, marschiren rechts vom Aire-Grenzboten 1873. I.

Fluß nach Norden, um je nach Umständen dem Feinde den Weg zu verlegen oder ihm in seine rechte Flanke zu fallen; das XI., V. Armee-Corps und die württembergische Division rücken links vom Aisne-Thal vor, um dem Marschall auch seine Rückzugslinie zu verlegen; Cavallerie auf den Flügeln und in der Front, sichert den Marsch und klärt das Terrain auf. Bald constatiren kleinere Gefechte und der Ueberfall von Beaumont (30.), daß man auf der richtigen Fährte ist. — Den leitenden Officieren, der Marschfähigkeit der Truppen, der Intendanz war das Außerordentlichste zugemuthet, und sie hatten den Erwartungen entsprochen. Marschall Mac Mahon versuchte jetzt immer weiter links auszubiegen und sich doch noch vorbeizuschlängeln; endlich giebt er diese Hoffnung auf und denkt daran, seine Armee durch einen Rückzug auf Mézières zu retten. Allein es ist zu spät! Im Hauptquartier Sr. Majestät hat man bereits beschlossen, am 1. Sept., statt einen Ruhetag zu halten, die Schlacht zu liefern; die Stellungen des Feindes sind genügend bekannt; man darf ihn aber nicht heimlich abziehen lassen. Die Dispositionen zur Schlacht werden so ertheilt, daß der Feind schließlich ganz umzingelt und ihm jede Rückzugsstraße, selbst die auf das neutrale belgische Gebiet, abgeschnitten werden soll. Die Truppen müssen zum Theil schon um Mitternacht alarmirt werden, um erst noch einen weiten Marsch zurückzulegen. Im Süden, bei Bazailles, fassen die Bayern den Gegner an; hier kommt es stundenlang zu einem äußerst hartnäckigen Kampf; links und namentlich rechts von Bazailles entwickelt man dann immer mehr Truppen und engagirt einen immer größern Theil der feindlichen Front. Währenddessen marschiren andere Corps weiter und immer weiter, unbekümmert um die schon so heiß entbrannte Schlacht; wenn sie den ihnen durch die allgemeine Disposition zugewiesenen Punkt erreicht haben, schwenken sie ein; mit dem einen Flügel schließen sie sich an das zunächst kämpfende Corps an, mit dem andern greifen sie möglichst weit aus, um Fühlung mit den in der Schlachtlinie noch zu erwartenden Truppen zu gewinnen. Etwa um 3 Uhr Nachmittags hatte die erste Garde-Division, der äußerste rechte Flügel der Maas-Armee, bei Thy die Verbindung hergestellt mit dem V. Corps, dem linken Flügel der III. Armee: damit war die gänzliche Umzingelung bewirkt; die Vernichtung des französischen Heeres oder seine Capitulation war jetzt unvermeidlich. Was dann erfolgte, ist bekannt.

Ich wüßte aus der ganzen Kriegsgeschichte kein Beispiel anzuführen, wo durch eine Reihe von wohlberechneten strategischen Operationen und eine einzige sich daran anschließende Schlacht ein großes feindliches Heer so gänzlich vernichtet worden wäre, wie es bei Sedan geschah. Ein Analogon wäre wohl, was den tactischen Erfolg betrifft, Cannae, wo der größte Schlachtenmeister des Alterthums den Römern die furchtbarste Niederlage ihrer Geschichte bei-

brachte; nur hat Hannibal vorher keine besonderen strategischen Operationen nöthig gehabt, sondern das thörichte Ungestüm des Gegners verschaffte ihm die Gelegenheit zu seiner Vernichtung.

Was mir aber an der Schlacht bei Sedan noch so ganz besonders erfreulich und ich möchte sagen, für künftige Eventualitäten so recht tröstlich erscheint, ist die durch nimmer rastendes Studium und Selbstprüfen gewonnene und hier wieder bewährte Sicherheit der preußischen Heeresleitung, die uns mit der Zuversicht erfüllt, daß vorkommenden Falls Alles, wenn möglich, noch besser gemacht werden wird.

Preußen hat im letzten Decennium drei Kriege geführt; die Höhepunkte derselben geben die drei Namen Düppel, Königgrätz und Sedan.

Der Sturm auf die Düppeler Schanzen war durch die Belagerungs-Artillerie mit methodischer Gründlichkeit, die an den alten Dessauer erinnern könnte, vorbereitet worden, so daß man mit der Infanterie fast zu spät gekommen wäre, da die Dänen schon an eine Räumung ihrer Werke dachten. Der Sturm selbst auf die Schanzen Nr. I—VI erfolgte dann mit unübertrefflicher Gracheit; mehr hatte man aber den Truppen nicht zutrauen zu dürfen geglaubt. Doch der eigne Glan, von dem man in Preußen nicht viel spricht, ihn aber in genügendem Maaße besitzt, riß alsbald die Sturmkolonnen und dann auch die Oberleitung mit fort, so daß man in demselben Zuge noch gleich die andern 4 Schanzen, das Retranchement hinter denselben und endlich die 3. Linie der Dänen, den Brückenkopf, wegnahm. Die wirklichen Leistungen der Truppen übertrafen hier also weit das, was man sich selbst zugetraut hatte.

Zwei Jahre später, am 3. Juli 1866, war die Schlacht bei Königgrätz. — Hätte man 1866 die preußische Kavallerie schon so wie im französischen Feldzuge zu verwenden, und durch sie über die Marschbewegungen, die Stellungen und Stärkeverhältnisse des Gegners zuverlässige Meldungen einzuholen verstanden, so würde man schon zeitig genug am 2. Juli im preußischen Hauptquartiere gewußt haben, daß Benedek am 3. nicht über die Elbe abziehen, sondern in seinen vorbereiteten Stellungen eine Entscheidungsschlacht annehmen wollte; dann konnte so disponirt werden, daß alle drei preußischen Armeen am Morgen des 3. Juli, d. h. für den Schlachttag, zur unmittelbaren Verfügung des Ober-Kommandos standen. Denn die Annahme des preußischen Hauptquartiers, daß Benedek zwischen Königgrätz und Josephstadt, mit der Elbe in der Front, sich aufstellen werde — woran übrigens der Feldzeug-Meister nie gedacht zu haben scheint — war dann erledigt; ebenso stand ja dann fest, daß er nicht auf Pardubitz abziehen und hier die Elbe überschreiten werde, was allerdings eine Zeit lang seine Absicht gewesen war. Man hätte also ganz ausschließlich seine Aufmerksamkeit auf die nunmehr gewisse Schlacht

richten können. Die Artillerie hat bekanntlich bei Königgrätz lange nicht dasjenige geleistet, wie bei Sedan; das Geschütz-Material war zum Theil noch mangelhaft, vor Allem aber auch ihre Gefechtsinstructionen noch nicht den neuen Verhältnissen entsprechend abgeändert. Dafür besaß aber die dritte Waffe, die preussische Infanterie ein ganz ungeheures, schon durch die vorangehenden Kämpfe erprobtes Uebergewicht. . . Mit ihr wäre es daher unter den obigen Voraussetzungen vielleicht möglich gewesen, das Centrum der feindlichen Schlachtstellung bei Sadowa auseinanderzusprengen und seine Flügel dann aufzurollen. Napoleon I., der in solchen Fällen Opfer nicht scheute, hätte möglicher Weise so gehandelt; der sparsameren preussischen Kriegsführung aber war es angemessener, während der Kampf im Centrum entbrannte, mit den Flügeln, zumal mit dem rechten, immer weiter auszugreifen und die feindlichen Flügel einzudrücken. So ist ja in Wirklichkeit auch verfahren worden; nur konnte es dann bei der Elb-Armee mit größern Truppenmassen und mehr Nachdruck geschehen; auch behielt dann der Oberfeldherr mehr die Leitung der ganzen Schlacht in der Hand, so daß die noch vorhandenen intacten Truppentheile zur sofortigen Ausnutzung des Sieges hätten verwandt werden können. Unter solchen Umständen würde die Niederlage der Oesterreicher, ihr Verlust an Gefangenen, die Deroute der Nord-Armee noch unendlich größer geworden, bei scharfer Verfolgung der Feldzug in wenigen Tagen beendet gewesen sein. Doch so geschah es nicht. Weil eben auf Preußens Seite noch nicht Alles klappte und in einander griff, so erlitt Benedek zwar eine furchtbare Niederlage, aber er konnte trotzdem immer noch weitaus die Hauptmasse seiner Armee retten und sie auch kampfstüchtig erhalten.

Anderß bei Sedan. Da faßt die Heeresleitung des preussischen Hauptquartiers gleich von vorn herein die vollständige Vernichtung des Gegners ins Auge; man kennt sich und kennt die eignen Truppen; und so gelingt denn das glänzendste Meisterstück moderner Kriegskunst. Vollständiger als hier, kann überhaupt keine Kriegsoperation gelingen, und in diesem Sinne eben glaube ich Sedan den Höhepunkt der deutschen Kriegsführung nennen zu dürfen.

Aber Sedan ist auch zweitens die eigentliche Krisis des ganzen Kampfes; ich meine Krisis in dem Sinne, daß durch jene Schlacht schon unwiderruflich festgestellt war: wenn auch die bald darauf erfolgende Rundreise des Herrn Thiers zur Erbettelung fremden Beistandes ohne Erfolg blieb und das Ausland in seiner bisherigen Neutralität verharrete, so war Deutschland definitiv der Sieger, Frankreich der Besiegte; eine Fortsetzung des Kampfes konnte auf die folgenden Friedensbedingungen noch von Einfluß sein, nimmermehr aber das einmal gesicherte Resultat in Frage stellen.

Denn zunächst: Frankreich hatte durch Sedan und die damit zusammen-

hängenden Kämpfe die ganze Armee Mac Mahons, c. 150,000 Mann, — von ein Paar Tausend Versprengten abgesehen — eingebüßt; dazu ein unermessliches Heergeräth mit allein über 400 Feldgeschützen. Durch Mac Mahons Niederlage war aber ferner und vor Allem auch das Schicksal der in Metz eingeschlossenen Rhein-Armee besiegelt. Bazaine hatte gerade am 31. August und 1. September seinen großen Ausfall gemacht, durch den er dem anrückenden Kameraden die Hand zu bieten gedachte; er war durch die Cernirungs-Armee blutig zurückgewiesen worden. Seitdem nun das Entsatz-Heer Mac Mahons vernichtet war, gab es für die französische Kriegsleitung absolut keine Möglichkeit mehr, die Belagerung von Metz von außen her ernstlich auch nur zu bedrohen, und für den eingeschlossenen Bazaine ebenso gar keine Möglichkeit mehr, mit einem geschlossenen, im freien Felde operationsfähigen Armee-Körper die Festung zu verlassen. Nur ein schneller Friedensschluß, auf den der Marschall sicher rechnete, konnte diese Armee noch retten; ihn machte jedoch die verblendete neue Regierung der nationalen Vertheidigung unmöglich. Die Katastrophe des 27. October war daher unabwendbar; sie führte wiederum 173,000 Franzosen in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland.

Diese eingerechnet hatte aber Frankreich durch den bisherigen Verlauf des Krieges, ganz abgesehen von dem unermesslichen Heeresgeräth und dem Terrain, das es verloren, allein an Kriegsgefangenen 300,000 Mann mehr eingebüßt, als Deutschland, das noch dazu von Anfang an in der Lage gewesen war, größere Heeresmassen aufbieten zu können als sein Gegner. Schon das nunmehrige Mißverhältniß der beiderseitigen Streitkräfte war für Frankreich in keiner Weise mehr auszugleichen, zumal es seine ganze bisherige Feld-Armee verloren, und darum seine Neuformation bei dem Mangel an Officieren, Unterofficieren und geschulten Mannschaften in ihrer Qualität unendlich hinter den kriegserfahrenen deutschen Heeren zurückstehen mußten.

Nach Sedan konnte jeder unbefangene Beurtheiler der Situation den Ausgang des Krieges vorhersehen. Eine irgendwie besonnene und der Leidenschaftlich aufgeregten Nation gegenüber muthige Regierung Frankreichs konnte daher nichts Patriotischeres thun, als schleunigst die Friedenspräliminarien zu vereinbaren. Metz wäre dann sicher noch heute das drohende Ausfallthor der Franzosen an unsern Grenzen! — Man hat ja auch vielfach geglaubt, daß die Katastrophe von Sedan einen baldigen Friedensschluß zur Folge haben würde; die Männer aber, die am 4. September in Paris die Zügel der Regierung ergriffen, Advocaten und Journalisten, waren anderer Ansicht; sie mochten doch wol einen ganz besondern Beruf zur Kriegsleitung in sich fühlen, und beschloßen daher, wir können ja jetzt sagen zu unserm Heile, den Krieg à outrance. Es ist das vielleicht das eclatanteste Beispiel dafür, wie eine große

historische Lüge, die einmal in Fleisch und Blut eines Volkes übergegangen ist und die Köpfe beherrscht, den allerverderblichsten Einfluß üben kann. Diese Leute, vor Allem der fanatische Gambetta, glaubten noch immer an das von der deutschen Wissenschaft längst widerlegte Märchen, als wenn in den Coalitionskriegen die frisch ausgehobenen jungen Truppen Frankreichs bloß darum über die Soldaten der verbündeten Monarchien gesiegt hätten, weil sie für die großen republikanischen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit stritten. —

Was aber damals sich trefflich bewährt, mußte doch auch jetzt wieder helfen. Also nur frisch ans Werk mit Massenaufgebot und republikanischem Enthusiasmus, allenfalls auch erzwungenem, wenn er sich nicht freiwillig einstellen wollte! Man mag die Opferfreudigkeit und den, freilich verkehrt geleiteten, Patriotismus des französischen Volkes immerhin mit Staunen betrachten; hoffnungslos war dieser Kampf der Republik, nachdem die Heere des Kaiserreichs erlegen, von Anfang an. Sie hätten nur an Napoleons I. Erfahrungen von 1813 und 14 und an seinen Ausspruch: „les premièr es qualités du soldat sont la discipline et la constance, la valeur n'est que la seconde“ als Autorität denken sollen! Tapferkeit mochten sie ja bei Franzosen, die zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen wurden, immerhin voraussetzen; discipline und constance aber lassen sich durch keine noch so schönen Proclamationen und Decrete einer Truppe in den Kampf mitgeben, sondern sie müssen vorher eingeübt, eingewöhnt und eingelebt werden!

Wie Sedan also der Glanzpunkt der deutschen Kriegsleitung und die eigentliche Entscheidung des ganzen Krieges, so ist es endlich auch das populärste Ereigniß, und zwar deshalb, weil am 2. September Kaiser Napoleon mit in die Kriegsgefangenschaft gerieth.

Hoch und niedrig, alt und jung, in der Heimath wie in der Fremde jubelten alle deutsche Herzen auf bei der Kunde von diesem Ereigniß. Am tiefsten freilich ging die Freude und der Dank über das göttliche Strafgericht, das Napoleon III. ereilt, bei uns Preußen. Ganz natürlich! Denn was für Gedanken knüpfen sich doch für uns an den Namen Napoleon Bonaparte! Napoleon I. war es, der bei Jena und bei Friedland Preußens Macht zerschmetterte. Jahre der schwersten Heimsuchung und Demüthigung kamen da über unser Königshaus und unser Volk. Da war kein Unterschied; Alle erlitten wir gleichmäßig den furchtbaren Druck der übermüthigsten Fremdherrschaft und fühlten die Schande unsrer Erniedrigung. In jener Zeit sammelte sich in unserm niedergetretenen, ausgeplünderten Volk jenes unermessliche Capital von Ingrimm und Haß gegen Napoleon Bonaparte und die Franzosen an; auch noch Kindern und Enkelkindern einen reichlichen Antheil daran zu überliefern, hat das damalige Geschlecht für eine heilige Pflicht

gegen das Vaterland gehalten. Wol schlug dann nach der Katastrophe in Rußland auch für uns die Stunde der Befreiung. Und mit Strömen seines edelsten Blutes hat alsbald Preußen seine Schmach abgewaschen, hat das eigne Joch zerbrochen und das Beste gethan zur Befreiung auch des übrigen Deutschlands, zum zweimaligen Sturz des schrecklichen Mannes, der Europa so lange geknechtet. Als dann Napoleon auf das öde Felseneiland St. Helena gebracht und seine Familie durch das verbündete Europa für immer vom Boden Frankreichs verbannt war, da wähnte man in Zukunft sicher zu sein vor diesem Geschlecht. Gilt Hoffnung! Das französische Volk, das, wie es scheint, nicht mehr zur Ruhe kommen kann, nachdem es einmal in der großen Revolution mit seiner ganzen geschichtlichen Vergangenheit gebrochen hat, verjagt in zweimaliger Revolution seine alte und seine neue Königsdynastie, versucht es eine Weile mit der Republik und wirft sich endlich einem Manne in die Arme, der damals noch Nichts, aber auch gar Nichts für sich aufzuweisen hatte, was ihn als Beherrscher einer großen Nation legitimiren konnte, ausgenommen seinen Namen Napoleon Bonaparte. Denn dieser Name ist nun doch einmal für die Franzosen der des Siegers in hundert Schlachten; es knüpfen sich an ihn ihre ruhmvollsten Erinnerungen, ihre höchste Gloire, das Andenken an die größte Uebermacht über alle Völker des Continents! Bei allem sonstigen Wechsel der Dinge in Frankreich aber scheint Ruhmsucht und Herrschsucht nun einmal das unveräußerliche Erbtheil dieser Nation zu sein. Mit schlaue berechnender Vorsicht und nicht ohne Geschick hat dann Napoleon III. daran gearbeitet, seinem Volke die ihm angeblich gebührende Prépondérance in Europa und außerdem von Zeit zu Zeit die Gelegenheit zu verschaffen, frische Kriegslorbeern sich zu pflücken. Rußland und Oesterreich waren gedemüthigt; England wie ein Trabant in die Bahn der französischen Politik hineingezogen. Es blieb nur noch Preußen übrig. Lange hat Napoleon gezügert auch diese Macht anzugreifen; er fürchtete sich, den vor den Vätern ererbten und in der Tiefe nur schlummernden Haß des preussischen Volkes zu wecken. Denn er wußte besser als sein Volk, wer eigentlich die treibende und leitende Kraft der Befreiungskriege gewesen war; er wußte sicher besser als Herr Thiers und die andern Geschichtsschreiber seiner Nation, daß bei Waterloo zwar Wellington tapfer gefochten und sich gewehrt hat, daß dann aber den vernichtenden Schlag von Belle Alliance, der Napoleons I. Thron zertrümmerte, allein Blücher und seine Preußen geführt haben. — Darum seine scheue Vorsicht. Jedoch nach 1866, nach Sadowa, nach Gründung des norddeutschen Bundes und Abschluß der Allianz-Verträge Preußens mit den süddeutschen Staaten, konnte Napoleon nicht länger zaudern. Nicht dazu hatte ihn sein Volk gewählt, daß es unter seiner Regierung ruhig mit ansehen sollte, wie ein anderes Volk höhern Kriegsruhm erwirbt, und Deutsch-

land unter Preußens Leitung wieder eine völlig selbständige, gebietende Machtstellung in Europa einnimmt! Sein Verhängniß riß Napoleon III. fort. Er mußte seinem Volke leisten, wozu es ihn erwählt, wofür sein Name ihm eine Bürgschaft gewesen, oder er verdiente nicht länger über dieses Volk zu herrschen. Denn nicht Plebisците und Verfassungen, sondern nur Krieg und Sieg und Eroberung können einem Beherrscher Frankreichs die Gunst seiner Nation auf die Dauer sichern. Die Revolution würde daher Napoleon III. und seine Dynastie hinweggeschwemmt haben, wenn er nicht Preußen bekämpfte und demüthigte und mit Deutschlands Spolien Frankreich vergrößerte. So stürzte sich, gleichsam von einem Dämon erfaßt, im Sommer 1870 Napoleon und sein Volk in diesen Krieg gegen Preußen. Man rechnete dabei wieder auf die leider nur zu oft erprobte Uneinigkeit der deutschen Fürsten und Stämme unter einander. Aber man irrte sich! Unter unseres greisen Königs Führung ergossen sich alsbald die Kriegsschaaren des geeinigten Deutschland nach Frankreich hinein, und vier Wochen nach Beginn der Operationen wurden bei Sedan die Legionen des Kaiserreichs zerschmettert, der Kaiser selbst gefangen. — Darum der unendliche Jubel in allen Gauen unseres Vaterlandes über den Tag von Sedan: weil an ihm sichtbar und allem Volke verständlich sowohl Frankreich, seit Jahrhunderten der Todfeind unsrer nationalen Hoffnungen und Einheitsbestrebungen, als auch zugleich der Erbe jenes Mannes, der einst die furchtbare Gotteszeisel für uns und alle Völker Europas gewesen, so gänzlich niedergeworfen wurde; und zwar diesmal nicht mit fremdem Beistand, sondern ganz ausschließlich durch deutsche Kraft und Tapferkeit. —

Und so meine ich denn, daß das deutsche Volk am passendsten eben diesen Tag auswählt zu einer alljährlich wiederkehrenden Erinnerungsfeier an den letzten Krieg gegen Frankreich, die herrliche Fortsetzung gleichsam unsern heiligen Freiheitskampfes.

Wir wollen aber diesen Tag feiern zunächst in dankbarster pietätvollster Erinnerung an unsre Todten, die für die höchsten Güter des Vaterlandes in Erfüllung ihrer Pflicht ihr Leben gelassen, und so ihre Treue für König und Vaterland, für Kaiser und Reich auch mit ihrem Tode noch besiegelt haben. Unsre Altvordern glaubten, daß die Seelen derer, die im tapfern Kampfe auf dem Schlachtfelde starben, von Wotans Schlachtfrauen emporgetragen würden nach Walhalla zum ewigen Leben, zur seligen Vereinigung mit den Göttern: unsern edlen Todten soll diese Unsterblichkeit schon hinieden zu Theil werden in dem unvergänglichen, auch die Monumente von Stein und Erz überdauernden Ruhm bei Mit- und Nachwelt.

Wir wollen ferner den Tag feiern in innigster, treuester Dankbarkeit gegen unsern greisen Heldenkönig, der die Seinen zu so herrlichen Siegen

leitete, gegen die trefflichen, weisen Männer, die ihm dabei rathend und fördernd zur Seite standen, gegen alle die Hunderttausende endlich, die, ein jeder an seiner Stelle, dazu mitgewirkt haben, daß das große Werk glücklich hinausgeführt wurde. Sie tragen schon jetzt das erhebende Bewußtsein treuester und reich gesegneter Pflichterfüllung in sich; die Mitwelt preist sie, und die Geschichte wird ihr Andenken zusammen mit den Helden unseres großen Friedrich und unsrer Freiheitskriege den spätesten Geschlechtern noch zu leuchtendem Vorbilde überliefern.

Wir wollen endlich den Tag feiern mit innigem Danke gegen Gott dafür, daß er uns beschieden hat, in einer Zeit zu leben, in der Deutschland unter den Völkern Europas wieder diejenige Machtstellung einnimmt, die es in den Zeiten seiner politischen Zersplitterung eingebüßt hatte, die ihm aber von Rechts wegen gebührt. — Ja, es sind vor unsern Augen in den glorreichen Jahren 1870/71 die Zeichen geschehen, die den Anbruch eines neuen Welttages der Geschichte verkünden, der den Niedergang Frankreichs, den Aufstieg Deutschlands zu erhöhter politischer Macht und Bedeutung bringt, zum deutlichsten Beweise dafür, daß wir nicht ein alterndes, sondern ein in vollster Manneskraft dastehendes Volk sind, dem, so Gott will, unter der Hohenzollern ruhmreichem Königs- und Kaiser-Scepter noch eine lange, große geschichtliche Zukunft beschieden sein wird. —

Kulturbilder aus einem verflorenen deutschen Kleinstaat.

2. Götten als Kleinfrankreich.

Berschwenderisch hatte der Herzog August Christian Friedrich von Anhalt-Götten durch sein neues Staatsgrundgesetz seinem Reiche Schätze ausgetheilt, deren das nichtfranzösische Deutschland erst vier Jahrzehnte später theilhaftig wurde. Ja, manches deutsche Land hat bis vor Kurzem noch vergeblich sich gesehnt nach der hier ausgestreuten Fülle moderner Reformen: Gleichheit vor dem Gesetz, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Emancipation der Juden, allgemeine Wehrpflicht, gewerbliche Freiheit! Noch war freilich eine nähere Ausführung des Edicts, welches doch eigentlich nur als ein Programm betrachtet werden konnte, zu erwarten. Diese erfolgte denn auch durch ein zweites Edict, vom 19. Februar 1811, freilich auch noch keineswegs vollständig, sogar schon mit Abänderungen des Programms und